

Nr. 8. Bromberg, den 11. Januar 1928.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von **Fritz Strauß.**

(Schluß.)

In der dritten Woche treffen wir die erste Hazienda am Beni und werden hocherfreut begrüßt und aufgenommen. Schiggi-Schiggi betritt auch hier das Haus nicht. Ungeheures Aufsehen erregt meine Mitteilung, daß ich bei den Indios bravos war. Wie am Mamore starren mich auch hier alle entgeistert an und denken sich im stillen: er ist verrückt.

Hier trug sich übrigens eine gelungene Geschichte zu, die — offengestanden — bedenklich nach Jägerlatein klingt und bei manchem Leser ein ungläubiges Schütteln des Kopfes im Gefolge haben dürfte. Aber ich bin mit neun anderen Menschen Zeuge davon gewesen und stehe darum nicht an, sie zu erzählen.

Unweit der Hazienda kniete eine zahme Indianerin am Fluß und wusch einen Haufen Wäsche. Sie schwenkte jedes Stück kräftig im Wasser hin und her und bearbeitete es hernach, wie allgemein üblich, mit einem Holzschlegel. Die fertigen Stücke breitete sie zum Trocknen auf einem der massenweise am Ufer herumliegenden Stämme aus und setzte ihre Wäscherei dann wieder fort. Mit einem Male machte sie die höchst seltsame Wahrnehmung, daß sich der Stamm mitsamt der Wäsche zu bewegen anfing, in aller Gemütsruhe auf das Wasser losmarschierte und darin untertauchte, wohingegen es die Wäsche vorzog, oben zu bleiben und lustig davonzuschwimmen. Die Indianerin war sofort im Bilde. Mit dem Alarmruf: „Schnell schnell, Sennores, Sicory!" stürzte sie ins Haus und rannte dann eiligst wieder zu ihrer Wäsche. Wir hinterher. Für alle Fälle nahm ich meine Rifle mit. Zwei Leute sprangen in ein Boot und flitzten schleunigst der dem Versinken nahen Wäsche nach. Ich stand ein paar Schritte von der Indianerin entfernt und verfolgte gespannt das interessante Schauspiel der Einsammlung. Von der Sicory war jedoch weit und breit nichts mehr zu sehen. Schade! Da brodelte plötzlich nah am Ufer das Wasser auf, wie ein Pfeil schoß die Schlange auf die Indianerin zu, schlängelte sich blitzschnell um ihren Körper und riß sie mit sich in die Tiefe. Der ganze Vorgang war das Werk von Sekunden. Ich war so perplex, daß ich wie angenagelt mit dem Gewehr in der Hand dastand und sprachlos auf das Wasser starrte.

Bis hierher ist meine Geschichte nichts Besonderes. Daß man eine Sicory mit einem Baumstamm verwechselt, kommt häufig vor. Ich bin selbst schon einmal auf einer gestanden, ohne es zu merken. Und daß sich so ein Monstrum gelegentlich einmal einen ausnehmend delikaten Leckerbissen genehmigt, ist durchaus keine Seltenheit. Die Hauptüberraschung kam erst nach. Es dauerte nur wenige Augenblicke, und wieder spritzte das Wasser auf — ich riß mein Gewehr hoch — und stand wieder wie angenagelt. Aus dem Fluß tauchte der Kopf der Indianerin auf, und mit kräftigen Stößen schwamm sie dem Ufer zu. Völlig unversehrt.

Im Nu war sie von sämtlichen Augenzeugen umringt, die in höchster Aufregung alle zu gleicher Zeit auf sie einredeten und sie mit Fragen überschütteten. Als sie endlich selber zu Wort kam, erklärte sie mit lakonischer Kürze: „Ich habe sie gebissen."

Man stelle sich vor: Die Haut dieser Schlangen ist so dick, und die Schuppen sind derartig hart, daß ein Messerstich daran abprallt. Ein Biß in einen Schlangenkörper ist gleichbedeutend mit einem Biß in ein Stück Holz. Die Frau hatte das unmenschliche Glück, das Tier mit ihren Zähnen am Kopf oder unmittelbar daneben am Hals zu fassen.

Im übrigen wünschte ich der Sicory, sie möchte von ihrem Biß genesen und noch hundert Jahre leben, aus Dankbarkeit, daß sie aus Versehen in der Eile nicht mich erwischt hatte.

Am nächsten Morgen brechen wir bereits wieder auf. Der Marsch verläuft von jetzt ab ohne Schwierigkeiten. Am Beni ist eine Reihe Ansiedelungen, und man findet überall gangbare Steige durch seinen Urwald. Nach einem Monat — entsprechend den Angaben des Gauchos am Mamore — grüßt von ferne Riberalta. Bei seinem Anblick stößt Schiggi-Schiggi einen unartikulierten Parintinschrei aus und wäre beinahe vor Schreck vom Pferde gefallen. Wenn ihr nicht der unbedingte Gehorsam zur zweiten Natur geworden wäre, ich bin überzeugt, sie wäre auf und davon. Je näher wir kommen, um so dichter drückt sie ihre Mula an meinen Caballo heran, ihre Augen sind weit und starr, und das große Bangen leuchtet in ihnen auf. Es liegt etwas Rührendes in ihrer Hilflosigkeit. Was kein Tiger vermocht, kein wilder Stier, kein Kaiman in den Flüssen, die wir durchschwommen — der Mensch vermag es: sie fürchtet sich. Als ob sie es ahnte, daß er tatsächlich der gefährlichste Feind ihres Volkes ist, der mit Waffen kämpft, denen es nicht gewachsen ist, der es aufstört in der Einsamkeit seiner Urwälder, der ihm die Eigenart nimmt und die Freiheit, der es dem Sklaventum entgegenführt, dem Untergang. Aus Kulturkoller und aus Gewinnsucht, aus Zivilisationsgier und aus Größenwahn. Ich streichle dem freien Kind der freien Wildnis beruhigend übers Haar und deute auf mich: „Hab' keine Angst", soll das heißen, „ich bin bei dir und schütze dich!"

Sie fühlt, was ich meine, und lächelt dankbar und zuversichtlich und trabt freier an meiner Seite den unbekannten Menschen entgegen.

Riberalta! Fremd und seltsam heben sich seine Häuser vor meinen Augen, die an Einsamkeit gewöhnt sind und an grenzenbefreite Weite. Dreiviertel Jahre sind darüber hingegangen, seit ich es verließ. Nach den Begriffen derer, die in ihm wohnen. Ich bin dort gewesen, wo die Erinnerung verschüttet wird, und wo man die Zeit vergißt, und mir ist es, als sähe ich den Ort zum erstenmal. Ich muß mich erst wieder zurechtfinden in dieser neuen Welt.

Riberalta! Langsam reiten wir darauf zu, schon werden alle Einzelheiten deutlich erkennbar. Das Haus meines besten Bekannten, gleich dem Konsul ein Deutscher, liegt etwas außerhalb, und das ist gut. Wenn ich in diesem Aufzug durch die Straßen ziehe, gibt es einen kleinen Auflauf.

Am Zaun halte ich und schaue nach den Bewohnern. Nichts rührt sich in der mittaglichen Stille. Da reite ich durch die schmale Pforte bis ans Haus: „Sennor! He, Sennor!"

Die Frau meines Bekannten erscheint unter der Tür. Sie ist noch ein Neuling in diesem Lande. Bei meinem Anblick verschwindet sie mit allen Anzeichen des Schreckens ohne ein Wort sofort wieder im Innern, und ich höre sie rufen: „Gustav!" Nur Gustav, aber es klingt wie ein Hilferuf in höchster Not. Gustav kommt mit dem Gewehr in der Hand

eiligst angelaufen. Er mustert mich zornig von oben bis unten und kennt mich nicht. Ich freue mich wie ein Schneekönig und sage auf spanisch: „Sennor, ich habe Hunger!"

„Mach', daß du fortkommst, Vagabund!"

Ich verziehe keine Miene und erkläre nur um so nachhaltiger noch einmal: „Ich habe Hunger!"

„Scher' dich zum Teufel, oder ich schieße!"

„Caracha, Herr, ich habe Hunger wie ein Tiger!"

Diese Unverschämtheit geht ihm doch über die Hutschnur. Er repetiert und legt das Gewehr auf mich an. Jetzt ist es, wie ich ihn kenne, Zeit, und ich sage auf deutsch und münchnerisch gemütlich: „Geh, Herrgott! Rindviech, kennens mich denn nimmer!"

Da läßt er sein Gewehr langsam sinken und schaut mich an. Überraschung und Freude wechseln auf seinem Gesicht mit lachendem Entsetzen über mein Aussehen. Dann legt er diese Gefühle zusammen in das einzige Wort: „Jessas!" — Guckt mich wieder eine Weile an — platzt los: „Gleich gehns runter und ziehn sich an — Sau!", und streckt mir beide Hände entgegen: „Leo, Menschenskind, ja, ist's denn möglich! Wir haben Sie zu den Toten gerechnet!"

*

Die Kunde von meiner Rückkehr flog wie ein Lauffeuer durch Riberalta, und die Besuche im Haus nahmen kein Ende. Insonderheit die arme Schiggi-Schiggi hatte es nicht leicht. Sie glich bedenklich einer Panoptikumfigur und wurde dauernd aufs eingehendste von allen Seiten besichtigt.

Für mich blieb sie nach wie vor die Frau, der ich die glückliche Heimkehr, vielleicht sogar mein Leben verdankte. Es war indes unendlich schwer, diese Gefühle des Dankes in die Tat umzusetzen. Selbst für den Fall, daß ein Wunsch in diesem anspruchslosen Wesen geschlummert hätte, wie sollte ich ihn erfahren?

Mein Bekannter nahm Schiggi-Schiggi gleich mir freundlich auf und wies ihr einen Raum im Hause an, in dem sie von niemand gestört wurde. Ich beschäftigte mich viel mit ihr und zeigte ihr vor allem meine Menagerie, die ich vor meiner Fahrt ins Ungewisse im Garten hinter dem Hause angelegt hatte. Dort gab es Affen in Menge, Nasenbären, Papageien, Schildkröten, Wildschweine, einen jungen Kaiman und eine Anta. Ganz wie daheim bei meinen Freunden im Urwald. Das heimelte Schiggi-Schiggi an. Sie lachte übers ganze Gesicht und verbrachte halbe Tage unter den Tieren. Don Gustav rechnete ihr das hoch an, er gedachte nämlich immer noch mit leisem Schrecken des Tages, an dem mein inzwischen herangewachsener Tapir vergnüglich mit dem Schädel voran mitten durch seine „Villa" hindurch auf die Straße rannte. Ihre Scheu vor den Menschen legte die wilde Indianerin lange nicht ab. Sie freundete sich zwar bald mit den beiden kleinen Töchtern der Familie an und wurde auch den Eltern gegenüber zutraulicher. Sobald ich jedoch versuchte, sie zum Ausgehen zu bewegen, schüttelte sie heftig den Kopf und lief davon. Erst ganz allmählich wagte sie es, sich an meiner Seite unter die Tür zu stellen und die Vorgänge auf der Straße zu beobachten. Merkwürdig rasch hatte sie sich an die landesübliche Bekleidung gewöhnt, die sie mit unverkennbarem Stolz trug. Eines Tages schenkte ich ihr ein richtiggehendes blaues Seidenkleid. Sie freute sich darüber wie ein Kind und strich immer wieder mit beiden Händen über das feine, weiche Gewebe. Mit diesem Sinnbild der Zivilisation streifte sie zusehends ihre indianische Scheu ab, eignete sich die ersten spanischen Worte an und wuchs in ihre Rolle als Mitglied der Familie hinein, die sie als Gespielin der Kinder und als Hüterin meines Tierparkes aufgenommen hatte und in freundlichster Weise für ihr leibliches Wohlergehen sorgte. Das war für mich eine große Beruhigung. Ich trug mich mit dem Gedanken, einen Besuch in Deutschland zu machen und hätte Schiggi-Schiggi gern mitgenommen. Sie wäre indes rettungslos dem Klima erlegen. Hier wußte ich sie in guten Händen und konnte, wenn es einmal so weit war, ohne Sorge reisen.

Nicht lange nach der feierlichen Überreichung des Seidenkleides forderte ich sie wieder auf, mit mir in die Stadt zu gehen. Sie folgte willig. Zunächst bestaunte man sie freilich noch wie ein Meerwunder, bald aber legte sich die Neugier, man gewöhnte sich an sie als eine alltägliche Erscheinung in der Straße. Ich beneidete sie oft darum. Die Frage, warum mich die Indios bravos nicht getötet haben, bildete nämlich nach wie vor das Hauptgesprächsthema in Riberalta, und wer mir begegnete, ließ mich nicht los, und ich mußte wieder und wieder erzählen. Da wurden alle nur erdenklichen Möglichkeiten in Betracht gezogen, man riet, vermutete, suchte zu begründen und sah dann am Schluß immer auf mich: „Mein Gott, wie war es bloß möglich?!"

Aber ich konnte darauf nur die Achseln zucken und erwidern: „Zufall? — Schicksal? — Bestimmung? — Ich weiß es nicht und habe es auch längst aufgegeben, mir darüber den Kopf zu zerbrechen. Wozu sich mit Rätseln quälen, die unlösbar sind!"

—: Ende :—

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(29. Fortsetzung.)

10.

Der Herzog schaut hinunter lang
Und spricht mit einem Seufzer bang:
Wie fern, ach! von mir abgewandt,
Wie tief, wie tief, liegst du mein Land.

G. Schwab.

Karfreitag und Osterfest waren vorübergegangen, und Georg von Sturmfeder befand sich noch immer in Lichtenstein. Der Herr dieses Schlosses hatte ihn eingeladen, bei ihm zu verweilen, bis etwa der Krieg eine andere Wendung nehmen würde oder Gelegenheit da wäre, der Sache des Herzogs wichtige Dienste zu leisten. Man kann sich denken, wie gerne der junge Mann diese Einladung annahm. Unter einem Dach mit der Geliebten, immer in ihrer Nähe, oft ein Stündchen mit ihr allein, von ihrem Vater geliebt — er hatte in seinen kühnsten Träumen kein ähnliches Glück ahnen können. Nur eine Wolke trübte den Himmel der Liebenden, die düstere Wolke, die zuweilen auf der Stirne des Vaters lag. Es schien, als habe er nicht die besten Nachrichten von seinem Herzog und dem Kriegsschauplatz. Es kamen zu verschiedenen Tageszeiten Boten in die Burg, aber sie kamen und gingen, ohne daß der Ritter seinem Gast eröffnete, was sie gebracht hätten. Einigemal glaubte Georg in der Abenddämmerung sogar den Pfeifer von Hardt über die Brücke schleichen zu sehen; er hoffte von diesem vielleicht etwas erfahren zu können, er eilte hinab, um ihm zu begegnen, aber wenn er bis an die Brücke kam, war jede Spur von ihm verschwunden.

Der junge Mann fühlte sich etwas beleidigt über diesen Mangel an Zutrauen, wie er es bei sich und in seinen Äußerungen gegen Marie nannte. „Ich habe doch den Freunden des Herzogs mich ganz und gar angeboten, obgleich ihre Partie nicht viel Lockendes hat; der Mann in der Höhle und der Ritter von Lichtenstein bewiesen mir Freundschaft und Vertrauen, aber warum nur bis auf diesen Punkt? Warum darf ich nicht erfahren, wie es mit Tübingen steht? Warum nicht, wie der Herzog operiert, um sein Land wieder zu erobern? Bin ich nur zum Dreinschlagen gut? Verschmäht man mich im Rat?"

Marie suchte ihn zu trösten. Es gelang oft ihren schönen Augen, ihren freundlichen Reden, ihn diese Gedanken vergessen zu lassen, aber dennoch kehrten sie in manchem Augenblicke wieder, und die sorgenvolle Miene des alten Herrn mahnte ihn immer an die Sache, welcher er beigetreten war.

Am Abend des Osterfestes konnte er endlich dieses Stillschweigen nicht länger ertragen. Er fragte auf die Gefahr hin, für unbescheiden zu gelten, wie es mit dem Herzog und seinen Plänen stehe, ob man nicht auch seiner endlich einmal bedürfe? Aber der Ritter von Lichtenstein drückte ihm freundlich die Hand und sagte: „Ich sehe schon lange, wackerer Junge, wie es dir das Herz beinahe abdrücken will, daß du nicht teilnehmen kannst an unseren Mühen und Sorgen; aber gedulde dich noch einige Zeit, vielleicht nur einen Tag noch, so wird sich manches entscheiden. Was soll ich dich mit ungewissen Nachrichten, mit traurigen Botschaften plagen? Dein heiterer Jugendsinn ist nicht gemacht, bedächtlich in ein Gewebe von Bosheit zu schauen und die künstlich geschlungenen Fäden wieder los zu machen. Wenn die Entscheidung naht, dann, glaube mir, wirst du ein willkommener Genosse sein, bei Rat und Tat. Nur so viel brauchst du zu wissen, es steht mit unserer Sache weder schlimm noch gut; doch bald muß es sich entscheiden."

Der junge Mann sah ein, daß der Alte recht haben könne, und doch war er nichts weniger als zufrieden mit dieser Antwort. Auch erfuhr er den Namen des Geächteten nicht. Marie hatte ihn, als er in der nächsten Nacht ins Schloß gekommen war, gefragt, ob sie ihrem Gast seinen Namen nennen dürfe, er hatte nichts darauf gesagt als: „Noch ist's nicht an der Zeit!"

Noch ein dritter Umstand war es, der Georg beinahe beleidigend vorkam. Er hatte dem Herrn von Lichtenstein gesagt, wie sehr ihn der Mann in der Höhle angezogen habe,

wie er nichts Erfreulicheres kenne, als recht oft in dessen Nähe zu sein, und dennoch hatte man ihn nie mit einem Wort eingeladen, eine Nacht mit dem geheimnisvollen Gaste zuzubringen. Er war zu stolz, sich aufzudrängen, er wartete von Nacht zu Nacht, ob man ihn nicht herabrufen werde, jenen Mann zu sprechen; es geschah nicht. Er beschloß, wenigstens einmal uneingeladen zuzusehen, wie der Fremde in die Burg komme, und betrachtete sich deswegen die Gelegenheit genau. Seine Kammer, wohin er regelmäßig um acht Uhr geführt wurde, lag gegen das Tal hinaus, gerade entgegengesetzt der Seite, wo die Brücke über den Abgrund führte. Von hier war es also nicht möglich, ihn kommen zu sehen. Das große Zimmer im zweiten Stock, das nicht weit entfernt von seiner Kammer lag, wurde jede Nacht abgeschlossen, von dort aus konnte er also auch nicht hinabsehen. Auf dem Vorplatz, der die Kammern umher und den Saal verband, gingen zwar zwei Fenster gegen die Brücke hinaus, sie waren aber vergittert und hoch, so daß man zwar ins Freie hinüber, aber nicht hinab auf die Brücke sehen konnte.

Es blieb ihm daher nichts übrig, als sich irgendwo zu verbergen, wenn er den nächtlichen Besuch sehen wollte. Im ersten Stock war dies nicht möglich, weil dort so viele Leute wohnten daß er leicht entdeckt werden konnte. Doch als er den Torweg und die Ställe musterte, die unter dem Schloß in den Felsen gehauen waren, bemerkte er an der Zugbrücke eine Nische, die von den Torflügeln bedeckt wurde, welche man nur, wenn der Feind vor den Toren war, verschloß. Dies war der Ort, der ihm Sicherheit und zugleich Raum genug zu gewähren schien, um zu beobachten, was um ihn her vorging. Links vor der Nische schloß sich die Zugbrücke an das Tor, rechts war die Treppe, die hinaufführte, vor ihm der Torweg, den jeder gehen mußte, der ins Schloß kam. Dorthin beschloß er in der kommenden Nacht sich zu schleichen.

Um acht Uhr kam der Knappe mit der Lampe, um ihm wie gewöhnlich ins Bett zu leuchten. Der Herr des Schlosses und seine Tochter sagten ihm freundlich gute Nacht. Er stieg hinan in seine Kammer, er entließ den Knecht, der ihn sonst entkleidete und warf sich angekleidet auf das Bette. Er lauschte auf jeden Glockenschlag, den die Nachtluft aus dem Dorf hinter dem Walde herübertrug. Oft schlossen sich seine Augen, oft schwebte er schon auf jener unsicheren Grenze zwischen Wachen und Schlafen, wo sich die Seele nur mit ermatteten Kräften gegen die Bande des Schlummers sträubt, aber immer wieder rang er sich los, wenn seine Gedanken klar genug waren, um ihm seinen Zweck ins Gedächtnis zurückzuführen.

Zehn Uhr war längst vorüber. Die Burg war still und tot, Georg raffte sich auf, zog die schweren Sporen und Stiefel ab, hüllte sich in seinen Mantel und öffnete behutsam die Tür seiner Kammer. Er hielt den Atem an, um sich nicht durch Schnauben zu verraten, die Angeln seiner Türe knarrten, er hielt an, er lauschte, ob niemand diese verräterischen Töne gehört habe. Es blieb alles still. Der Mond fiel in mattem Schein auf den Vorplatz. Georg pries sich glücklich, daß ihn dieses trügerische Licht nicht zum zweitenmal verraten werde. Er schlich weiter an die Wendeltreppe. Noch einmal hielt er an, um zu lauschen, ob alles stille sei. Er hörte nichts als das Sausen des Windes und das Rauschen der Eichen über der Brücke. Er stieg behutsam hinab. In der Stille der Nacht tönt alles lauter, und Dinge erwecken die Aufmerksamkeit, die man am Tage nicht beachtet hätte. Wenn Georgs Fuß auf ein Sandkörnchen trat, so rauschte es auf der gewölbten Wendeltreppe, daß er erschrak und glaubte, man müsse es im ganzen Hause gehört haben. Er kam an dem ersten Stock vorüber. Er lauschte, er hörte niemand, aber auf dem Herd in der Küche flackerte ein lustiges Feuer. Jetzt war er unten. Zu dem Weg von seiner Kammer bis zum Tor, den er sonst in einem Augenblick zurücklegte, hatte er eine Viertelstunde verwandt.

Er stellte sich in die Nische und zog den Torflügel noch näher zu sich her, so daß er völlig von ihm bedeckt war. Eine Spalte in der Türe war groß genug, daß er durch sie alles beobachten konnte. Noch war alles still im Schloß. Nur flüchtige Tritte glaubte er über sich zu vernehmen, es war wohl Marie, die geschäftig hin und her ging.

Nach einer tödlich langen Viertelstunde schlug es im Dorfe elf Uhr. Dies war das Zeichen des nächtlichen Besuches, Georg schärfte sein Ohr, um zu vernehmen, wann er komme. Nach wenigen Minuten hörte er oben den Hund anschlagen, zugleich rief über dem Graben eine tiefe Stimme: „Lichtenstein!“

„Wer da?“ fragte man aus der Burg.

„Der Mann ist da!“ antwortete jene Stimme, die Georg von seinem Besuche in der Höhle so wohl bekannt war.

Ein alter Mann, der Burgwart, kam aus einer Kasematte, die in den Grundfelsen gehauen war. Er öffnete mit einem wunderlich geformten Schlüssel das Schloß der Zugbrücke. Indem er noch damit beschäftigt war, stürzte in großen Sprüngen der Hund die Treppe herab. Er winselte, er wedelte mit dem Schwanz, er hüpfte an dem Burgwart hinauf, als wolle er ihm behilflich sein, die Brücke für seinen Herrn herabzulassen. Und jetzt kam auch Marie, sie trug ein Windlicht und leuchtete damit dem Alten, der mit seinem Aufschließen nicht zurecht zu kommen schien.

„Spute dich, Balthasar!“ flüsterte sie. „Er wartet schon eine gute Weile und draußen ist's kalt, und es weht ein garstiger Wind.“

„Jetzt nur noch die Kette los, gnädiges Fräulein,“ antwortete er, „dann sollt Ihr gleich sehen, wie schön meine Brücke fällt. Ich habe auch, wie Ihr befohlen habt, die Fugen mit Öl geschmiert, daß sie nicht mehr knarren und die Frau Rosel aus ihrem sanften Schlaf aufwecken.“

Die Ketten rauschten in die Höhe, die Brücke senkte sich langsam nach außen und legte sich über den Abgrund. Der Mann aus der Höhle, in seinen groben Mantel eingehüllt, schritt herüber. Georg hatte sich das Bild dieses Mannes tief ins Herz geprägt, und doch überraschten ihn aufs neue seine auffallend kühnen Züge, sein gebietendes Auge, seine freie Stirne, das Kräftige, Gewaltige in seinen Bewegungen.

Der Schein des Windlichtes fiel auf ihn und Marie, und noch lange Jahre bewahrte Georg die Erinnerung an diese Gruppe. Die schlanke Gestalt der Geliebten, das dunkle Haar dessen Flechten aufgegangen waren und nun um den zierlichen Hals herabströmten, die blendende Stirne, das sinnige blaue Auge, dem die langen dunkeln Wimpern und die schöngeschwungenen Bogen der Brauen einen eigentümlichen Reiz gaben, der kleine rote Mund, die zarte Farbe ihrer Wangen, dies alles, überstrahlt von dem Lichte, das sie in der Hand hielt, bewirkte, daß Georg glaubte, die Geliebte nie so reizend gesehen zu haben als in diesem Augenblick, wo der Kontrast gegen die scharfen, kräftigen Formen des Mannes, der neben ihr stand, ihr zartes, liebliches Wesen noch mehr hervorhob.

Der nächtliche Gast half mit beinahe übermenschlicher Kraft dem alten Pförtner die Brücke wieder aufziehen. Dann zog sich der Alte zurück und Georg vernahm folgendes Gespräch: „Ist Nachricht da von Tübingen? Ist Marx Stumpf zurück? Ich lese Unglück in Euren Mienen!“

„Nein Herr, er ist noch nicht zurück,“ sagte Marie, „der Vater erwartet ihn aber noch diese Nacht.“

„Daß ihm der Teufel Füße mache! Ich muß warten, bis er kommt, und sollte es Tag darüber werden — Hu! e i n e k a l t e N a c h t, Fräulein,“ sagte der Geächtete, „meine Schuhu und Käuzlein in der Nebelhöhle muß es auch gewaltig frieren, denn sie schrien und jammerten in kläglichen Tönen, als ich heraufstieg.“

„Ja, es ist kalt“, antwortete sie, „um keinen Preis möchte ich mit Euch hinabsteigen. Und wie schauerlich muß es sein, wenn die Käuzlein schreien. Mir graut, wenn ich nur daran denke.“

„Wenn Junker Georg Euch begleitete, ginget Ihr doch mit“, erwiderte jener lächelnd, indem er das errötete Gesicht des Mädchens am Kinn ein wenig in die Höhe hob. „Nicht wahr, mit d e m ginget Ihr in die Hölle? Was das für eine Liebe sein muß! Weiß Gott, Euer Mund ist ganz wund. Gar zu arg müßt Ihr es doch nicht machen mit Küssen.“

„Ach Herr!“ flüsterte Marie, indem sich aufs neue eine dunkle Röte über die zarten Wangen goß. „Wie mögt Ihr nur so sprechen. Wißt Ihr, daß ich gar nicht mehr herabkomme, Euch gar nicht mehr koche, wenn Ihr so von mir und dem Junker denket?“

„Nun, einen Scherz müßt Ihr mir schon gelten lassen“, sagte der Ritter und kniff sie in die errötenden Wangen; „ich habe ja in meiner Behausung da unten so wenig Zeit und Gelegenheit zum Scherzen. Aber was gebt Ihr mir, wenn ich für den Junker ein gutes Wort einlege beim Vater, daß er ihn Euch zum Mann gibt? Ihr wißt, der Alte tut, was ich haben will, und wenn ich ihm einen Schwiegersohn empfehle, nimmt er ihn unbesehen.“

Marie schlug die schönen Augen auf und sah ihn mit freundlichen Blicken an. „Gnädiger Herr“, antwortete sie, „ich will es Euch nicht wehren, wenn Ihr für Georg ein gutes Wort sprechet. Übrigens ist ihm der Vater schon sehr gewogen.“

„Ich frage, was ich für ein gutes Wort bekomme? Alles hat seinen Preis. Nun, was wird mir dafür?“

Marie schlug die Augen nieder. „Ein schöner Dank“, sagte sie; „aber kommt, Herr, der Vater wird schon längst auf uns warten.“

Sie wollte vorangehen, der Geächtete aber ergriff ihre Hand und hielt sie auf. Georgs Herz pochte beinahe hörbar, es wurde ihm bald heiß, bald kalt, er faßte den Tor-

flügel und wäre nahe daran gewesen, diese Fürsprache um einen fixen Preis zu verbitten.

„Warum so eilig?" hörte er den Mann der Höhle sagen. „Nun, sei es um ein Küßchen, so will ich loben und preisen, daß dein Vater sogleich den Pfaffen holen läßt, um das heilige Sakrament der Ehe an euch zu vollziehen." Er senkte sein Haupt gegen Marie herab, Georg schwindelte es vor den Augen, er war im Begriff, aus seinem Hinterhalt hervorzubrechen. Das Fräulein aber sah jenen Mann mit einem strafenden Blick an. „Das kann unmöglich Eurer Gnaden Ernst sein", sagte sie, „sonst hättet Ihr mich zum letztenmal gesehen."

„Wenn Ihr wüßtet, wie erhaben und schön Euch dieser Trotz steht", sagte der Ritter mit unerschütterlicher Freundlichkeit, „Ihr ginget den ganzen Tag im Zorn und in der Wut umher. Übrigens habt Ihr recht, wenn man schon einen andern so tief im Herzen hat, darf man keine solche Gunst mehr ausspenden. Aber feurige Kohlen will ich auf Euer Haupt sammeln, ich will dennoch den Fürsprecher machen und an Eurem Hochzeitstag will ich bei Eurem Liebsten um einen Kuß anhalten, dann wollen wir sehen, wer recht behält."

„Das könnet Ihr!" sagte Marie, indem sie ihm lächelnd ihre Hand entzog und mit dem Licht voranging. „Aber machet Euch im[illegible]r auf eine abschlägige Antwort gefaßt, denn über diesen Punkt spaßt er nicht gerne."

„Ja, er ist verdammt eifersüchtig", entgegnete der Ritter im Weiterschreiten. „Ich könnte Euch davon eine Geschichte erzählen, die mir selbst mit ihm begegnet ist. Aber ich habe versprochen zu schweigen. —"

Ihre Stimmen entfernten sich immer mehr und wurden undeutlicher. Georg schöpfte wieder freier Atem. Er lauschte und harrte noch in seiner Nische, bis er niemand mehr auf den Treppen und Gängen hörte. Dann verließ er seinen Platz und schlich nach seiner Kammer zurück. Die letzten Worte Mariens und des Geächteten lagen noch in seinen Ohren. Er schämte sich seiner Eifersucht, die ihn auch in dieser Nacht wieder unwillkürlich hingerissen hatte, wenn er bedachte, in welch unwürdigem Verdacht er die Geliebte gehabt, und wie rein sie in diesem Augenblick vor ihm gestanden sei. Er verbarg sein errötendes Gesicht tief in den Kissen und erst spät entführte ihn der Schlummer diesen quälenden Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

Heimat.

Skizze von Elisabeth v. Alter.

Rositas Jugendland war Brasilien. In ihre Kinderträume hinein hatten Palmen gerauscht, helle, flache Häuser geleuchtet und weit hinten, über den Plantagen, der breite, fröhliche Strom. So wie südliche Sonne über ihrer Kindheit strahlte, so lag diese besonnt von zärtlichster Vaterliebe, behütet von einem Troß beflissener Diener.

Hier in Deutschland, des Vaters Heimat, war alles anders! Ungern war Rosita dem Vater gefolgt, dessen Geschäfte die Übersiedlung forderten. Sie begann schon im Nebel der Hafenstadt zu kränkeln; ungestüm sehnte sie sich nach Wärme, nach dem ungebundenen Leben des Südens, und in ihre Träume rauschte der silberne Strom, sangen Palmen im Küstenwind . . .

Als Rosita kränklich blieb, schickte sie der Arzt in milderes Klima, an den blauen südlichen Golf. Auf seinem hellen Gestade lag Italiens Sonne, auf den Bergen, welche die Bucht umkränzten, leuchteten weiße Häuser, grünten Oliven, und golden schimmerten des Südens Früchte. Rositas Wangen blühten erneut, ihre Lebenskraft kehrte zurück; ihr Liebreiz gewann Freunde, lockte Bewerber. Leicht flossen ihre Tage dahin, leicht schloß sie den Bund fürs Leben mit dem Grafen Luigi.

Der unerwartete Tod des Vaters löste in dieser glückvollen Zeit kaum den Schmerz in Rosita aus, wie es unter andern Lebensverhältnissen bestimmt der Fall gewesen wäre. Befriedigt trat Graf Luigi mit seiner jungen Frau die Erbschaft des alten Konsuls oben im unwirtlichen Norden an. Rositas Sachwalter, ein entfernter Verwandter, ordnete alles, hielt jegliche Unbequemlichkeit fern und wurde zum nie erschöpfenden Goldquell der jungen Häuslichkeit.

Wieder flossen Rositas Tage leicht und glücklich dahin, obwohl Luigis Besitz im südlichen Italien ihr durch seine Baufälligkeit, Verwahrlosung und völligen Mangel an Bequemlichkeit die erste Enttäuschung bereitet hatte. Man baute nun um, verbesserte, schaffte neu an. Als endlich eine ruhigere Zeit für Rosita kam, litt sie unter der häufigen Abwesenheit ihres Gatten, der ihr auf ihre Vorwürfe erklärte, daß er nunmehr endlich das Leben führen wolle, das ihm durch Namen und Heirat zukomme. Rosita ließ ihn gewähren, denn sie liebte ihn; doch besaß sie nicht die Kraft, einer gewissen schmerzlichen Ernüchterung Herr zu werden. Der lockere Lebenswandel grub alsbald harte Linien in des Grafen Antlitz; schon nach wenigen Jahren war er nicht mehr der schöne Mann, der er gewesen, als sie ihn heiratete.

An stillen Abenden, wenn der Sirocco ruhte, ging Rositas Denken ungewöhnliche Wege. Sie dachte des Vaters, dessen Glück Heimat und Familie gewesen. Heimat — Rosita hatte keine Heimat! Oder war das weiße, aus dem Grün lugende Haus in der nordischen Hafenstadt ihre Heimat? In Rositas Träume rauschte nicht die Woge des blauen Golfes, auch nicht der fröhlich dahinziehende Strom ihrer Jugend, kurze, flinke, graue Wellen klatschten an Schiffsrumpfe, an eilige Boote, raunten von Fleiß und Schaffen, während helle Sirenen das Lied der Arbeit sangen. Quirlendes Leben, Pulsschlag der geschäftigen Hafenstadt zogen durch Rositas Träume . . .

Den Tod des Gatten, der im Rausch einem Unfall zum Opfer fiel, trug Rosita ergeben und stark. Doch lebte sie nach dieser Zeit noch einsamer. Selten nur drangen Laute aus der Welt zu ihr, so vor allem die Briefe des Sachwalters, der einst ihres Vaters Freund war und nun ihr Erbe betreute. Die Briefe fesselten Rosita trotz ihrer Kürze. Es kam die Zeit, wo sie unruhig diese Briefe erwartete. Einst, als der südliche Frühling in üppigster Fülle um Rosita blühte, bat sie den Sachwalter, zu kommen, deutschem Winter zu entfliehen. Er antwortete: „Erster Lenzhauch weht über die Felder, grüner Schimmer umspinnt Busch und Baum. Ich warte auf den deutschen Frühling . . ."

Immer wieder las Rosita diesen Brief, er ließ ihrem Denken keine Ruhe. Ihr Frühling hier im Süden war vorüber, doch in Deutschland wartete ihrer der Lenz! Nicht in verschwenderischer Blütenpracht, nicht in betäubender Duftfülle. Zart und fein, in schöner Innigkeit kam dort drüben der Frühling.

In Hast ließ Rosita ihre Koffer packen, schnell und unvorbereitet verließ sie den Landsitz.

An einem linden Märztage, dessen stilles Licht über der weiten Ebene lag, standen sich Rosita und Ludwig Stein in der Halle des weißen Hauses zum ersten Male gegenüber. Allem Dank wehrte der hochgewachsene Mann mit den Worten: „Ich tat nur meine Pflicht". An seiner Seite durchschritt Rosita des Hauses Räume. Sie sahen die Heimgekehrte an, als sei sie niemals fortgegangen. Warmes Gefühl von Zugehörigkeit, von Heimat weckten sie in ihr. Heimat war alles ringsum, verlorene und doch wiedergefundene Heimat! „Heimat" rauschten die knospenden Bäume, „Heimat" sangen die flinken, kurzen Wellen des Hafens . . .

„Veranlassen Sie den Verkauf meines Besitzes in Italien", sagte Rosita nach einigen Wochen zu Ludwig Stein, dessen Augen bei diesen Worten freudig aufleuchteten. Rosita sah es wohl. Sie standen zusammen auf der Terrasse, die zum schön gepflegten Garten hinunter ging. Ringsum blühte und grünte der deutsche Frühling im mild strahlenden Sonnenschein. Auch in ihren Herzen grünte und sproßte es. Rosita wußte und fühlte, daß hier in der Heimat auch für sie noch ein Frühling kommen würde. Zart und fein, in schöner Innigkeit . . .



* **Hier können Hunde abgegeben werden.** Herrchen oder Frauchen trennen sich ungern von ihrem Hundeliebling, und oft unterbleibt ein Einkauf, ein Theater- oder Kinobesuch, weil man nicht weiß, wo man „Männe" oder „Waldi" solange lassen soll. In Pariser Theatern und Warenhäusern gibt es deshalb neuerdings Aufenthaltsräume für Hunde, die man beim Eintritt abgibt und später gegen eine Marke wieder ausgehändigt bekommt, wie seinen Mantel oder seine Pakete. Noch einen Schritt weiter aber geht die Leitung eines großen Pariser Filmtheaters. Sie hat nicht nur, wie die Ankündigungen besagen, behagliche Aufenthaltsräume für die Hunde der verehrlichen Besucher eingerichtet, mit sachverständiger Überwachung und Pflege, sondern die vierbeinigen Herrschaften bekommen auch ihre Hundemahlzeit serviert, die aufs Sorgfältigste nach den Angaben eines Spezialtierarztes zusammengestellt und zubereitet wird. Wie der Geschäftsführer des Kinotheaters betont, hat man mit dieser Aufmerksamkeit für die Besucher sehr gute Erfolge erzielt. Die Hunde gewöhnen sich nämlich dermaßen an „ihr" Stammlokal mit der guten Verpflegung, daß sie Herrchen und Frauchen zum Besuch desselben zu veranlassen suchen, so oft sie an dem Gebäude vorüberkommen. . . .

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.